

RAPHAEL THELEN • THOMAS VICTOR



STRASSE DER TRÄUME

EIN ROADTRIP AUF DER B96



be.bra verlag

SPIEGEL ONLINE

Raphael Thelen

STRASSE DER TRÄUME

EIN ROADTRIP AUF DER B 96

Mit Fotografien von Thomas Victor

edition q im
be.bra verlag

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Alle Rechte vorbehalten.

Dieses Werk, einschließlich aller seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist
ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere
für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen, Verfilmungen und
die Einspeicherung und Verarbeitung auf DVDs, CD-ROMs, CDs, Videos,
in weiteren elektronischen Systemen sowie für Internet-Plattformen.

© edition q im be.bra verlag GmbH, Berlin-Brandenburg, 2018
in Kooperation mit der SPIEGEL ONLINE GmbH, 2018

KulturBrauerei Haus 2

Schönhauser Allee 37, 10435 Berlin

post@bebraverlag.de

Lektorat: Robert Zagolla, Berlin

Umschlag: hawemannundmosch, Berlin

Satz: typegerecht, Berlin

Schrift: Stempel Garamond 10,5/14,5 pt

Druck und Bindung: Friedrich Pustet, Regensburg

ISBN 978-3-86124-715-9

www.bebraverlag.de

INHALT

- 7 **Aufbruch**
Roadtrip und Träume
- 17 **Zittau**
Grenzen und Glück
- 51 **In der Lausitz**
Obstler und Tränen
- 59 **Hoyerswerda**
Abriss und Aufbruch
- 83 **Welzow**
Abgrund und Liebe
- 105 **Kiefernhein**
Freiheit und Absturz
- 123 **Berlin**
Kommunismus und Pop
- 145 **Teschendorf**
Gespräche und Currywurst

- 165 **Neubrandenburg**
Hass und Härte
- 193 **Sassnitz**
Rückblick und Ausblick
- 201 **Träumer**
Begegnungen entlang der B 96
- 223 **Dank**
- 224 **Autor und Fotograf**

AUFBRUCH

ROADTRIP UND TRÄUME

Eine Straße am Dresdener Theaterplatz. Es ist dunkel. Neben mir versammeln sich ein paar junge Typen. Parkas hängen von ihren schmalen Studentenschultern, ihre Hände umklammern Pappschilder, auf denen steht: »No Pegida!«

Plötzlich stürmt aus der Dunkelheit ein massiger Glatzkopf auf uns zu, schreit, drischt die rechte Faust dem Demonstranten neben mir ins Gesicht. Ich sehe, wie der Junge mit dem Rücken auf den Asphalt schlägt. Noch mehr Nazis preschen heran. Bullige Typen. Fleischgesichter. Kampfschreie. Ich drehe mich um und renne in eine Seitengasse. Sie ist hell.

Ich war zum ersten Mal in Ostdeutschland, wollte eigentlich nur einen alten Freund in Leipzig besuchen. Dann hatte mich die Journalistenneugier gepackt und ich war nach Dresden gefahren, denn dort trafen sich auf den Tag genau seit einem Jahr die Anhänger von Pegida jeden Montag auf dem Theaterplatz. Ich mischte mich unter die zwanzigtausend Menschen, die schwarz-rot-goldene Fahnen schwenkten und skandierten: »Wir sind das Volk!« Hetzte ein Redner gegen ein Mitglied der Bundesregierung, schrien sie: »Volksverräter!« Als ich meine Kamera zückte, spuckte mir jemand in den Rücken.

Am Ende der hellen Gasse sah ich einen Mann auf dem Bürgersteig kauern. Blut rann ihm von der Stirn. Ein anderer kniete neben ihm. »Jemand hat ihn mit einer Flasche niedergeschlagen«, sagte er. »Ich habe diese Scheiße so satt!« Sanitäter kamen und kümmerten sich um den Verletzten, einen Tune-

sier, angegriffen wegen seiner Hautfarbe. Der Mann, der ihm beigestanden hatte, stellte sich als Ulrich Wolf vor. Auch er Journalist. Die nächsten Stunden blieb ich an seiner Seite, weil er sich in den Straßen von Dresden sicher zu bewegen wusste. Der Kontakt zu ihm hielt über diese erste Begegnung hinaus. Bald darauf lernte ich ihn zu bewundern.

Auf der Rückfahrt nach Leipzig, den Kopf ans Fenster gelehnt, begriff ich: Die Menschen, die sich Montag für Montag auf dem Theaterplatz versammeln, hassen nicht nur Flüchtlinge und die Bundesregierung, sondern auch mich und meine Freunde und alles, wofür wir stehen: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit.

Bis zu dieser Begegnung waren Sachsen und Pegida für mich nur ein fernes Rauschen. Ich wurde im westdeutsch-behüteten Bonn geboren, war unpolitisch, bis die USA im Jahr 2003 in den Irak einmarschierten. Zum ersten Mal lief ich auf einer Demonstration mit. Später studierte ich Politikwissenschaft mit Schwerpunkt auf dem Nahen Osten.

Nach meinem Abschluss 2011 zog ich nach Kairo und schrieb darüber, wie ägyptische Polizisten auf dem Tahrir-Platz mit Tränengasgranaten und Schrotgewehren auf Demonstranten schossen. Später berichtete ich über die Kriege in Syrien und Afghanistan und begleitete Flüchtlinge auf ihrem Weg über den Balkan. Nach einem Zwischenstopp in Deutschland wollte ich 2015 nach Athen und darüber schreiben, wie das rigide Spardiktat, das die deutsche Regierung den Griechen aufgezwungen hatte, die dortige Gesellschaft zerstörte.

Dresden änderte alles. Plötzlich schien es mir abwegig, in anderen Ländern zu recherchieren, ehe ich nicht begriffen hatte, warum es in meinem eigenen Land brannte. Also verwarf ich meine Athen-Pläne und zog nach Leipzig. In Sachsen traf ich Menschen, die sich aus Angst vor Flüchtlingen bewaff-

net hatten. Bei meinen Recherchen lernte ich den Fotografen Thomas Victor kennen. Er stammt aus Jena und war sieben als die Mauer fiel. In seiner Jugend, Anfang der Neunzigerjahre, war es normal, dass Skinheads zuschlugen, weil er Dreadlocks trug. Später studierte er in Hannover Fotojournalismus und lebte in Hamburg, bevor er mit seiner Freundin und der gemeinsamen Tochter nach Leipzig zog. Anders als früher riefen plötzlich auch Menschen aus der Mitte der Gesellschaft rechtsradikale Parolen, was ihm mehr Angst einjagt als biertrinkende Neonazis. Als Fotograf stellt er sich dem.

Wir wurden Freunde, reisten gemeinsam durch Sachsen und Mecklenburg-Vorpommern und suchten Antworten auf die Frage: »Woher kommen all die Angst, all die Wut und all der Hass?« Wir hatten gut zu tun. Viele Redaktionen verlangten nach Reportagen, die das Klischee vom dumpfen, abgehängten Osten bedienten. Lange dachten wir: »Recht so!«

Doch immer wieder begegneten wir Menschen, die nicht in dieses Klischee passten. In Coswig bei Dresden hätte es wie im nahegelegenen Freital laufen können, wo rechtsradikale Horden tagelang eine Flüchtlingsunterkunft angriffen. Stattdessen lernten wir dort den Bürgermeister Frank Neupold kennen, einen Beamtentyp, spröde wie Reisig, der dafür sorgte, dass alle Flüchtlinge einen Paten erhielten. »So löst man Probleme, bevor sie eskalieren«, sagte er. »Lokalpolitik ist schließlich dazu da, damit das Leben in der Stadt Spaß macht.« Er erledigte das mit einer unaufgeregten Haltung, die wir bewunderten.

In Plauen erlebte ich, wie sich tausende Antifa-Aktivisten, Gewerkschaftler, Politiker und Bürger einem Neonazi-Aufmarsch in den Weg stellten. Und dann der hilfsbereite Mann in Dresden, Ulrich Wolf, der mit dem Wächterpreis der deutschen Tagespresse ausgezeichnet wurde, weil er trotz Drohungen der rechten Szene unbeirrt deren Umtriebe und Übergriffe

anprangert. Thomas und ich nahmen das alles zu Kenntnis, berichteten aber darüber, als handele es sich um bewundernswerte Ausnahmen. Seltene Lilien, die im braunen Sumpf blühen, wunderschön, aber irgendwie nicht real. Doch lagen wir damit richtig? Vielleicht repräsentierten die Ausnahmen ja die schweigende Mehrheit?

Ich fand diesen Widerspruch auch, wenn ich die regionale mit der überregionalen Presse verglich. In der Sächsischen Zeitung, den Potsdamer Neusten Nachrichten, der Nordsee-Zeitung oder der Freien Presse entdeckte ich regelmäßig Berichte über kürzlich eingeweihte Produktionsstraßen, über neu erschlossene Baugebiete, über Unternehmen, deren Auftragsbücher überquollen und die auf Messen um Rückkehrer warben. Die überregionale Presse dagegen reproduzierte die ewig gleichen Stereotype und riss schale Witze über die »blühenden Landschaften«.

Wir überlegten: Was würde passieren, wenn wir die Perspektive wechselten und die Menschen nicht nach ihrer Wut, ihrem Hass befragten, sondern nach ihren Träumen? Schließlich verzweigt Wut den Menschen und seine Gedanken. Hass macht misstrauisch und einsam. Träume hingegen schreiten über Bestehendes hinaus. Egal, ob individuell oder gesellschaftlich, sie spenden Hoffnung, inspirieren, erheben. Nie habe ich jemanden getroffen, der von einer schlechteren Welt träumte. »Ich habe einen Traum«, sagte der amerikanische Bürgerrechtler Martin Luther King und meinte damit: Träume zielen auf das Gute, auf friedliches Zusammenleben unter Gleichen.

In der Superillu, dem Klatschblatt mit Gespür für Ostdeutschland, hatte ich von der Bundesstraße 96 gelesen. »Große Freiheit Ost« wurde sie da genannt. In unserem Büro in Leipzig pinnten Thomas und ich eine Straßenkarte an die Wand und zeichneten die 520 Kilometer lange Strecke mit



Ostdeutsche Straßenszene

einem dicken Filzstift nach: Sie startet im Dreiländereck bei Zittau, führt durch die Lausitz, vorbei an den Plattenbauten von Hoyerswerda, durch die Weiten des Spreewalds ins pulsierende Berlin, wo sie sich kurzzeitig teilt und anschließend die langgezogenen Dörfer Brandenburgs durchquert, sich durch die Mecklenburgische Seenplatte und an Neubrandenburg vorbei schlängelt, bevor sie die Ostsee erreicht und vor Rügens Kreidefelsen mit ihren traumhaften Ausblicken endet.

Wir entschieden, dass wir diese Strecke abfahren werden, um die Menschen nach ihren Träumen zu fragen.

Der Vorläufer der B 96 wurde von Kaiser Karl IV. in Auftrag gegeben. Er residierte in Böhmen und kaufte 1373 Otto dem Faulen die Mark Brandenburg ab. Um seine Besitztümer zu verbinden, ließ er eine Straße bis zu den prosperierenden Hansestädten an der Ostsee bauen. Einige hundert Jahre später, in den letzten Tagen des Zweiten Weltkriegs, hetzten Waffenbrüder unserer Großväter die Insassen der Konzentrationslager Sachsenhausen und Ravensbrück auf Märschen entlang dieser Straße zu Tode. Als Fernverkehrsstraße 96 wurde sie später zur Hauptschlagader der DDR, mancherorts noch mit Kopfstein gepflastert, oft von Bäumen gesäumt, jedem ein Begriff. Für uns sollte es eine Reise quer durchs Land und zugleich eine Expedition in den Nahbereich, in die Seelen und Träume der Menschen werden.

Doch oft gehen Träume über das hinaus, was möglich ist, und darin liegt ihre Ambivalenz. Wenn große Träume platzen, führt das nicht selten in den Alptraum. In der DDR drückte sich eine große gesellschaftliche Hoffnung in dem Lied »Brüder, zur Sonne, zur Freiheit« aus. Wer jedoch im Schatten der Mauer von Sonne und Freiheit träumte, wachte zuweilen in finsternen Gefängniszellen auf. Die Friedliche Revolution sollte dann eigentlich den Traum von Freiheit erfüllen. Stattdessen

entfesselte sie den freien Markt, der Fabriken verschlang, Arbeitsplätze zerstörte und Lebenspläne vernichtete.

Doch das liegt über ein Vierteljahrhundert zurück. Also vertrauen wir unserem Reporterinstinkt, brechen mit der Unsitte, Geschichten am Schreibtisch zu recherchieren, notieren uns nur ein paar Namen, Orte, Termine, packen Kameras und Notizbücher in unsere Taschen, und an einem sonnigen Morgen starten wir von Leipzig aus in Richtung Süden.

*

Unser Auto ist ein schwarzer, gebrauchter Kombi. Ein schwankendes Schiff, auf dessen breiten Polstern wir gemütlich sitzen und das nicht nervig piepst, wenn wir uns nicht anschnallen, dessen Schrammen die Geschichten vieler Vorbesitzer und Kilometer erzählen. Thomas' letztes Auto war neuer und piepste. Einige Monate zuvor hatte ich es in ein Stauende gerammt. Totalschaden. Thomas war mir nicht böse. Trotzdem fährt jetzt meistens er.

Vor dem Fenster ziehen gelb blühende Rapsfelder vorbei, während Zweifel an mir nagen, die mich schon seit einigen Tagen beschäftigen: Ist unsere Fragestellung in Zeiten wie diesen nicht zu leichtgewichtig? Darf man im Schein brennender Flüchtlingsunterkünfte über Träume plaudern?

In Jugendtagen begeisterte mich die halb-autobiographische Erzählung »Versuch einer Heimkehr« von Erich Wolfgang Skwara. Sie handelt unter anderem davon, dass der Protagonist das Kind nicht will, das seine Frau erwartet. Erst als er eines Abends sehr betrunken ist, einigt er sich mit ihr auf einen Namen für das Kind. Am nächsten Tag setzen die Wehen ein. Frühgeburt. »Er verflucht jetzt den gestern gefundenen Namen«, schreibt Skwara. »Taucht ein Wort auf, er weiß es

zu gut, sucht dieses Wort nach seiner Wirklichkeit. Ein Name schreit nach seinem Träger.«

Falls es sich wirklich so verhält, geben wir Journalisten mit unserer Faszination für die dunklen Seiten Ostdeutschlands dann nicht den falschen Leuten Auftrieb? Erschaffen wir mit unseren Berichten nicht eine Realität, die es womöglich so gar nicht gibt? Falls das so ist, liegen wir auf jeden Fall richtig damit, den Träumen der Menschen unsere Aufmerksamkeit zu schenken.

Nach einer Weile parken wir den Wagen und steigen aus. Bienenkorbförmig ragt vor uns der Berg Oybin empor. Auf dem Hochplateau steht eine Klosterruine, ihre gotischen Fensterbögen schauen aufs Land. Caspar David Friedrich malte hier sein Gemälde »Der Träumer«. Wir wollen uns diese Aussicht nicht entgehen lassen, steigen die hundertvierundzwanzig Stufen des Kirchturms hinauf, sehen ein malerisches Dorf und bewaldete Täler, die sich bis zum Horizont ziehen, und wissen: Dahinter liegen noch mehr Dörfer und Städte, da leben Menschen und ihre Geschichten, alles verbunden durch die B 96. Sie wartet auf uns.

So wie bei jedem guten Roadtrip wird es uns nicht darum gehen anzukommen, sondern darum unterwegs zu sein, sich auf Menschen einzulassen und dem Zufall Raum zu geben. Wir beeilen uns, die letzten Kilometer hinter uns zu bringen, denn wir wollen es endlich erfahren: Wird diese Reise unseren Blick auf Ostdeutschland verändern?



Blick vom Oybin



ZITTAU

GRENZEN UND GLÜCK

Wir überqueren eine kleine Brücke und erreichen Zittau, den Startpunkt der Bundesstraße 96. Links entlang zieht sich eine graue Häuserreihe, rechts eine Fabrikmauer. Die Fenster sind eingeschlagen und mit verrotteten Spanplatten verrammelt. Unkraut wuchert in einer Dachrinne. Von einem Giebel blickt ein Frauengesicht aus Stuck müde herab. Den braunen Fabrik-schlot krönt statt Rauch nur ein kleiner Mobilfunkmast.

Wir biegen rechts ab und fahren auf den Ring, der die Innenstadt umschließt. In einem leeren Schaufenster spiegeln sich die Blüten eines Fliederbuschs. Vor dem Gebäuderiegel, in dem ein Teil der Fachhochschule haust, stehen neun Fahnenmasten. Nur einer ist beflaggt: Vor dem Karminbraun der Fassade strahlt das Blau einer Europaflagge.

Hätten wir es uns aussuchen können, wir wären andernorts gestartet, hätten Zittau gemieden. Über hundert Seiten Zeitungsberichte hatte ich über die Stadt gelesen und kaum Anlass zum Träumen gefunden. Klar, einst prosperierte Zittau als Handelsstadt, exportierte feine Textilien in alle Welt, rühmte sich der friedlichen Koexistenz von Katholiken und Protestanten. Auch zu DDR-Zeiten ratterten in der Stadt moderne Webstühle, und wer dort kein Auskommen fand, hantierte in den Robur-Werken am Fließband und fertigte Lastwagen. Dann brach der »real existierende« Sozialismus zusammen. Unternehmen, die nicht von selbst pleitegingen, wurden von westdeutschen Investoren billig gekauft, geplündert und platt

gemacht. Helmut Kohls Finanzminister und die Treuhand halfen dabei.

Tausende verloren ihre Arbeit, verließen die Stadt und suchten im Westen ihr Glück. Vorneweg die jungen, gut ausgebildeten Frauen. Unter denen, die dablieben, waren die Mitglieder des »Nationalen Jugendblocks«. Sie nutzten die allgemeine Verunsicherung, eröffneten ein Vereinshaus, schmückten dessen Wände mit Hakenkreuzen und veranstalteten Konzerte mit Bands, die Verse sangen wie:

*Wetzt die langen Messer auf dem Bürgersteig,
Lasst die Messer flutschen in den Judenleib.*

Dafür bekamen sie Geld vom Kreistag.

Zittau liegt im Dreiländereck zwischen Polen und Tschechien. Was ich als Chance begreifen würde, scheinen viele Rechte in der Stadt als Bedrohung zu empfinden: 2004 erweiterte sich die Europäische Union nach Osten und als damit die Grenzkontrollen wegfielen, begannen in Zittau lokale Bürgerwehren zu patrouillieren.

Ich hatte das alles gelesen und mich gefragt, wo ich in dieser Stadt etwas Positives finden soll. In meiner Verzweiflung rief ich ein Dutzend Altenheime an und fragte, ob ich mit Bewohnern über die Träume sprechen könne, die sie mal hatten. Glücklicherweise zündete diese traurige Idee nicht, denn die Heimleiter sagten ab: Die Bewohner seien zu alt oder dement.

Doch Zittau ist nun mal der Startpunkt der B 96. Da müssen wir durch. Also los!

*



Altstadt von Zittau



Jürg Hebestreit

Es ist der 8. Mai, der Tag, an dem vor mehr als siebenzig Jahren Nazideutschland kapitulierte. Auf der Website des Rathauses hatte ich gelesen, dass auf dem Frauenfriedhof eine Gedenkfeier abgehalten wird. Auch der Oberbürgermeister würde kommen. Mit Offiziellen sprechen ist eine Krücke, mit der ich auch früher schon durch Recherchen gehumpelt bin. Ein bisschen lockt mich der Termin aber auch: Ich finde, die Träume aus der Anfangszeit von BRD und DDR sind ein guter Ausgangspunkt für diese Reise. Nach 1945 ging es um Frieden, Gerechtigkeit und Demokratie.

Der Friedhof liegt gleich am Stadtring. Thomas parkt das Auto und wir gehen durch die Friedhofspforte. Es nieselt. Links blicken Trauernde in ein frisches Grab. Wir laufen schweigend vorbei, treffen einen Friedhofswärter und fragen: »Wo finden wir das Ehrenmal?« Er zeigt in Richtung eines Pfads. Wir steigen ein paar Stufen hoch, bis wir auf einen schmalen Weg kommen. Links und rechts liegen quadratische Grabmale, am Ende ragt ein Gedenkstein in die Höhe. Der schwarze Marmor glänzt nass im Regen. Obenauf thront ein Stern und auf der Vorderseite verläuft ein Schriftzug in goldenen Buchstaben. Kyrillisch.

Wir sind zu früh dran, stehen alleine im Nieselregen, doch bald tritt ein Mann zu uns. Sehr aufrecht, breite Schultern, Altersflecken auf der Stirn, entschlossener Ausdruck. In der Hand hält er zwei rote Rosen, an denen ein Pappschildchen hängt: »KPD« steht da unter dem sowjetischen Emblem Hammer und Sichel.

Wir begrüßen uns, schweigen kurz, dann deute ich auf den Gedenkstein. »Können Sie das lesen?«, frage ich. »Selbstverständlich«, sagt er, räuspert sich und liest vor: »Ewiger Ruhm den Helden der Unabhängigkeit unseres Mutterlandes.«

Er heißt Jürg Hebestreit, ist alter Kommunist und aus diesem Grund heute hier. Sein Großvater engagierte sich in der

KPD. Auch seine Eltern waren Kommunisten. Er selbst trat mit achtzehn in die Nationale Volksarmee (NVA) ein, träumte davon, Kampffjets zu steuern, war aber einen Zentimeter zu groß. So ging er als Hubschrauberpilot zur Marine in Stralsund. Seine Mission: bundesdeutsche U-Boote jagen. Lächelnd erinnert er sich, wie sie einmal ein U-Boot geortet und in wechselnden Schichten mit Langstrecken-Hubschraubern verfolgt hatten. »Als es nach 24 Stunden auftauchte, drückte der Kapitän die Luke auf und reckte mir eine Faust entgegen«, sagt er. »Ich habe nur freundlich gewinkt.«

Hebestreit ist stolz darauf, dass die NVA als einzige deutsche Armee nie in einen Krieg gezogen und es in der DDR um Gerechtigkeit gegangen sei. »Ich sage, es war das Beste, was ein deutsches Volk haben konnte.« Deswegen hat er Verständnis dafür, dass Kommandanten von NVA-Kampfschiffen angehalten waren, Männer, die über Bord sprangen, wegen Fluchtgefahr mit der Schiffsschraube zu »zerleiern«. Und die Mauer, die sei notwendig gewesen: »Ist ja ein Haufen Leute abgehauen, die wir vorher ausgebildet haben, und es ist ja auch ein Haufen Leute reingekommen, die nichts bei uns zu suchen hatten.«

Nach der Wende nahm er seinen Abschied, weil er nicht in der Bundeswehr, beim alten Klassenfeind, dienen wollte, packte seine Sachen und fuhr die B 96 runter nach Zittau, wo er ein neues Leben begann. Heute ist sein Sohn Lehrer an der Offiziersschule der Bundeswehr in Dresden. Er verzeiht ihm nicht wirklich, dass er dort dient. Sie sprechen nicht darüber.

Hebestreit ist ein Linker, und dafür halte ich mich eigentlich auch. Aber der Befehl, Flüchtige zu zerkleinern, macht es mir schwer, mich mit seiner Einstellung zu solidarisieren. Irgendwie widersprechen sich unsere Auffassungen. Wir brauchen da einen neuen Begriff, denke ich.

Unterdessen sammeln sich immer mehr Menschen vor dem Gedenkstein. Die Haare der meisten schimmern grau und weiß. Die Männer tragen abgewetzte Lederjacken und Schiebermützen. Das faltige Gesicht einer Frau verschwindet fast unter ihrem Kopftuch. Einige, die sich auf Polnisch und Tschechisch begrüßen, kommen dazu. Alte Genossen. Man kennt sich, ist einen langen, teils leidvollen Weg gemeinsam gegangen.

Schließlich bahnt sich ein Mann in dunkelblauem Mantel und weißem Hemd einen Weg durch die Menge. Koteletten umrahmen sein rundes Gesicht. Er guckt leicht skeptisch.

»Das ist Thomas Zenker«, flüstert eine Frau neben mir. »Er ist der erste Oberbürgermeister, der zu diesem Gedenken kommt.«

Zenker legt einen Kranz aus gelben Rosen vor dem Mahnmal ab und strafft sich. »Dies ist nicht nur ein Tag des Gedenkens, sondern auch ein Tag der Freude«, sagt er. »Doch es gibt Leute in dieser Stadt, die das immer noch anders sehen. Mit dieser Kranzniederlegung möchte ich klar machen: Solange ich hier Oberbürgermeister bin, wird das nicht in Frage gestellt.«

Die Anwesenden lauschen mit ernster Miene, wie Zenker so klar gegen Rechts Stellung bezieht. Auch als im Anschluss ein Stadthistoriker einen Text über die letzten Monate des Krieges vorliest. Die Rede ist davon, dass noch zwischen März und Mai 1945 zwanzig »Fahnenflüchtige« an der Mauer des Frauenfriedhofs erschossen wurden. Aber der Redner berichtet auch, dass kurz darauf sowjetische Panzer die Stadt kampflos eroberten, wobei es zu Racheakten und Vergewaltigungen kam. Zwangsarbeiter wurden befreit. Einer von ihnen notierte in sein Tagebuch: »Auf einmal hatte ich Lederschuhe an meinen Füßen.« Dreiundzwanzig Überlebende kehrten aus dem KZ Groß-Rosen im heute polnischen Niederschle-



Gedenkfeier

sien zurück. Fünfzehn von ihnen starben in den folgenden Tagen. 1933 hatten einhundertdrei Juden in Zittau gelebt. Sieben überlebten in Verstecken. Im Juli 1945 feierte das Stadttheater die erste Premiere. »Es startete wahrscheinlich als erstes Theater in Ostdeutschland mit regulärem Spielbetrieb«, sagt der Historiker.

Ich schaue zu Zenker rüber. Er hört aufmerksam zu. Nach der Gedenkfeier gehe ich zu ihm und frage, ob er Zeit hätte, sich mit mir zu treffen. Er nickt zurückhaltend und schlägt vor, dass ich am nächsten Tag zur Eröffnung des Neißer Filmfestivals kommen solle. Er wird da eine Rede halten; während anschließend der erste Film läuft, könnten wir uns im Foyer unterhalten.

*

Es wird Abend, die Dämmerung bricht herein. Thomas und ich haben nichts mehr zu tun. Nach dem Einchecken verlassen wir unser Hotel, überqueren den Ring und gehen Richtung Innenstadt. Rechts präsentiert ein Laden restaurierte Simson-Motorroller im Schaufenster. Thomas bleibt stehen und schaut. Als Jugendlicher heizte er mit einer Simson S 51 über die Landstraßen, verklopfte sie nach dem Mauerfall für zwanzig D-Mark an den erstbesten Wessi und kaufte sich für das Geld Musikkassetten und Kaugummis. Heute ärgert er sich darüber.

Die Straße, auf der wir laufen, zieht sich in leichter Biegung bergauf. An einer Wand erahnen wir das Wort »Friseur«, doch die Buchstaben wurden wohl vor langer Zeit abmontiert und sind nur noch als Schatten zu entziffern. Hinter den Fenstern hängen weder Gardinen, noch stehen da Blumen. Türen scheinen hier seit langem nicht mehr geöffnet worden zu sein.

Am Ende der Straße wird es lebendiger: an einem Brunnen sehen wir eine junge Familie stehen, die Eis schleckt. Hinter ihnen das sogenannte Salzhaus, ein restaurierter Prachtbau mit Mansardendach. Als wir es umrunden und nach links abbiegen, stehen wir vor einem vierstöckigen gelben Schloss im Zuckerbäckerstil mit runden Fenstern, geschwungenem Tor und schlankem Turm. Das Rathaus.

Wir überqueren den Marktplatz und lassen uns über das Kopfsteinpflaster durch Gassen treiben, die sich in sanfte Kurven schmiegen. Manche Häuser sind frisch gestrichen, andere haben eine Patina auf ihren spitzen Erkern. An einem Haus prangt ein schmiedeeiserner Fahnenhalter, an einem anderen hängt eine zylinderförmige Laterne mit Messsingspitze. Wild wuchern die Stile. Dass man bei der Sanierung nicht einfach alles in Pastelltönen ertränkt hat, fasziniert uns. Die Stadt wird durch eine eigene Textur geprägt.

Vor einem Haus bleiben wir stehen. Zwischen zwei Fenstern weht ein Banner in der Abendbrise: »Refugees Welcome« ist darauf gepinselt. Rund herum auf der roten Fassade prangen Farbflecken, matt wie Teer. Über der Tür steht: »Emil«. Stimmengewirr dringt heraus. Es ist wohl eine Kneipe. Wir gehen rein und setzen uns an die Bar. Die Typen neben uns tragen Zimmermannshosen, haben dicke Ringe in den Ohrläppchen, Tattoos kreisen um ihre Unterarme. An den Tischen sitzen bärtige Jungs mit Kastenbrillen, daneben junge Frauen mit Undercut und Nasenpiercings. Die Augen des Barkeepers wandern zu Thomas und mir.

Thomas pflegt diese gute Art, mit Fremden Smalltalk zu führen. Seine Mischung aus leicht suggestiven Fragen und freundlichem Nicken bringt auch den drahtigen Barmann zum Plaudern. Er erzählt, dass das Gebäude 1993 als Abrisshaus übernommen und zu einem Kulturzentrum umgebaut wurde.



Blick auf Rathaus und Markt

Bald probten Bands in den Räumen, auf Partys wurde gesoffen. Zwei Jahre später gab es hier das erste »Music Across the Border«-Festival. Als der Saalfußboden langsam einbrach, bauten die Mitglieder des Trägervereins Emil ein halbes Jahr lang um. Das Dach wurde neu gedeckt und Heizungen eingebaut. Später kam das Osteuropa-Festival dazu. Seit 2015 steht das Emil Flüchtlingen offen, weshalb Rechte das Haus mehrfach mit Farbbomben angriffen. Die schwarzen Flecken, die wir auf der Fassade gesehen haben, zeugen davon.

Heute Abend ist »Vokü« angesagt. Eine kleine Gruppe Freiwilliger bereitet Essen für alle zu. Pizza und Rucolasalat gegen Spende. Wir laden uns einen Teller voll und als wir wieder sitzen, sagt Thomas zum Barmann: »Morgen treffen wir den Bürgermeister, Thomas Zenker. Was hältst du von dem?«

Der Barkeeper guckt vom Gläserspülen auf und sagt: »Der hat das Emil mitgegründet.«

*

Am nächsten Tag setzen wir uns ins Auto und fahren zum Dreiländereck. Auf dem Weg passieren wir die trutzig wirkende Mandaukaserne, einen Militärkomplex aus dem späten 19. Jahrhundert. Links und rechts ragt je ein achteckiger Turm in den Himmel. Doch die Fassade des denkmalgeschützten Gebäudes bröckelt. Zur Sicherheit hält ein Bauzaun Neugierige auf Abstand. Nur an einigen Stellen wird scheinbar gearbeitet.

Wir kommen am Zusammenfluss von Lausitzer Neiße und Ullersbach an, parken das Auto in einer Kleingartenkolonie und spazieren im Sonnenschein auf dem Deich entlang. Als wir die tschechische, polnische und deutsche Flagge im Wind wehen sehen, sind wir enttäuscht. So bescheiden wird hier die

friedliche Nachbarschaft gefeiert? Thomas legt sich bäuchlings ins Gras, die Kamera vors Auge gedrückt. Er sucht drei Grashalme, die ein Dreieck um die Flaggen bilden. Seine Krücke, um die symbolische Bedeutung sichtbar zu machen. Er gibt auf und wir fahren zurück.

*

Am Abend drängt sich auf der breiten Freitreppe des Gerhart-Hauptmann-Theaters das Publikum des 14. Neißer Filmfestivals. In dreizehn Orten in Deutschland, Tschechien und Polen werden im Lauf einer Woche neue osteuropäische Filme gezeigt. Eine Jury vergibt Preise.

Wir schlängeln uns durch die Menge, bekommen unsere Akkreditierungen und werden in die erste Sitzreihe geführt. Zenker sitzt schon da. Er begrüßt uns mit einem Nicken. Nach dem einführenden Gitarrensolo geht er auf die Bühne. Sein Hemd leuchtet weiß im Scheinwerferlicht. Er spricht vom traumhaften Dreiländereck, von Kulturschaffenden als Scouts, von der europäischen Idee einer demokratischen und säkularen Gesellschaft. Zum Schluss sagt er: »Wir hier im Dreiländereck, wir schaffen das. Daran glaube ich mit aller Macht. Wir bauen die Brücken für Europa.« Große Worte für eine kleine Stadt. Das Publikum applaudiert.

Bevor der Film beginnt, schleichen wir uns wie verabredet raus ins Foyer. Dort stößt eine DJane mit Afrofrisur für die anschließende Party Kabel in ihr Mischpult. Zwei junge Männer unterhalten sich auf Polnisch.

Zenker holt sich zwei Wiener Würstchen mit Senf und eine Flasche Bier, zieht sein Jackett aus und setzt sich mit mir an einen Tisch. »Das war nicht mein Lieblingstermin gestern auf dem Friedhof«, sagt er. »Denn die Linken müssen im Be-

reich Vergangenheitsbewältigung noch ihre Hausaufgaben machen.« Damit beginnt eine Lehrstunde darüber, wie man moderne linke Politik machen und mit dem Traum von Europa Menschen mitreißen kann, selbst in einer Region, deren Bewohner nach dem Zweiten Weltkrieg von ihren polnischen und tschechischen Nachbarn vertrieben wurden, in der Diebe sich über die Grenze stehlen und rechtsnationale Politiker Rekordergebnisse einfahren, ohne Wahlkampf machen zu müssen.

Zenker machte kurz nach der Wende sein Abitur. Seine Mutter sagte: »Bleib nicht in Zittau.« Er studierte in Leipzig, Paris und Berlin Kommunikation sowie Deutsch als Fremdsprache und verdiente sein Geld einige Jahre als Kommunikationstrainer. 2009 kehrte er nach Zittau zurück, weil seine Frau schwanger war, und arbeitete in der politischen Bildung. Eines Abends saß er mit Freunden zusammen. Wie so oft beklagten sie sich über die Zustände in der Stadt, doch dieses Mal entwickelte sich das Gespräch anders: »Dann müssen wir es halt besser machen«, beschlossen sie. Gemeinsam gründeten sie 2013 die Wählergemeinschaft »Zittau kann mehr«, die bei den Stadtratswahlen 2014 aus dem Stand den zweitgrößten Stimmenanteil erkämpfte. Und plötzlich stand die Frage im Raum: Stellt ihr einen Kandidaten für die Oberbürgermeisterwahl?

Der Amtsinhaber regierte damals schon seit vierzehn Jahren, rang mit einer Parkinson-Erkrankung. Sieben Kandidaten bewarben sich um seine Nachfolge. Die CDU setzte auf Verlässlichkeit und schickte einen Verwaltungsmann ins Rennen. Ein ehemaliger Bundespolizist setzte auf Law and Order, und selbst Zenkers Stellvertreter ließ sich aufstellen, wurde sein erbittertster Gegner.

Im Wahlkampf setzte Zenker auf europäische Öffnung, engere Zusammenarbeit mit den tschechischen und polnischen